



Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Regensburg 1541

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Kaisers nicht entziehen konnte. Cervino war Erzieher und vornehmster Berater des Kardinalnepoten, selbst später Legat am Orienten Konzil und Papst. Jetzt war er schon abberufen, erhielt aber auf seine Berichte einen Nachfolger, der für die jetzt in Rom geduldete Fortführung der Gespräche außerordentlich viel bedeuten sollte, den schon früher nicht ohne Mitwirkung des Kaisers dafür bestimmten Gasparo Contarini.

Regensburg 1541

Von dem zum 6. Januar 1541 nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage durfte man nach diesen Vorbereitungen im Sinne des Kaisers und Gravelles das Größte erwarten. Für den Ausgleich traten noch einmal die besten Kräfte auf den Plan. Die Geschichte selbst steuerte ihre wirksamsten Hilfen bei, die Hoffnung auf ein Gelingen, die man den Wormser Verhandlungen entnahm, und die Not, die den Kaiser zwang, schon im Sinne seiner kaiserlichen Autorität eine friedliche Verständigung anzustreben, da er so wenig wie sein Bruder zur Anwendung von Gewalt in der Lage war. Ferdinand stand ein neuer gefährlicher Türkenkrieg in Ungarn bevor; er belagerte vergeblich die Burg von Ofen und mußte jeden Augenblick auf einen türkischen Entsatz gefaßt sein. Dem Kaiser drohte der alte Druck von Frankreich, ganz zu schweigen von seiner immer noch nicht aufgegebenen Absicht, zum Schutz der Küsten seiner Reiche wenigstens im westlichen Mittelmeer nochmals offensiv vorzugehen, und zwar sobald als möglich.

Ärgerlich, daß sich nun doch alles aufreibend in die Länge zog.

Der Kaiser kam aus den Niederlanden über Speyer, wo er — gleich einem Friedensgeläut am Vorabend großer Tage — die Achtserklärungen gegen Goslar und Minden, ebenso die schwebenden Kammergerichtsprozesse gegen die Protestanten suspendierte. Schon in Heidelberg festlich aufgenommen, erfreute er auch die protestantische Reichsstadt Schwäbisch-Hall durch gnädigen Besuch. In Nürnberg und am 23. Februar in Regensburg zog er großartig ein, für seine Person freilich im Gegensatz zu früher in schlichtem schwarzen Gewand. Er bedurfte nicht mehr des jugendlichen Gepranges.

In der Stadt merkte man noch nicht viel vom Reichstage. Nur die Herzöge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig warteten dem Kaiser auf. Einige Tage nachher erschien Herzog Wilhelm mit Gemahlin. Karl war in

Verlegenheit, wie er seinem, auch noch verhinderten Bruder schrieb, wegen der gesellschaftlichen und reichsrechtlichen Formen und bat um Anweisungen. Einsteilen ließ er das Herzogspaar von Bayern durch den Herrn de Praet begrüßen. Als bald erschien Herzog Wilhelm bei ihm mit einigermaßen freundlichen Erbietungen. Gar vieles erinnerte jetzt und später an Augsburg 1530. Der Herzog drückte sogar sein lebhaftestes Verlangen aus nach einer Verbindung seines einzigen, jetzt dreizehnjährigen Sohnes mit der gleichaltrigen österreichischen Nichte des Kaisers. Einige Wochen später wurde nach Verhandlungen durch die Königin Marie eine andere kaiserliche Nichte, die so oft umworbene Herzogin-Witwe Christine mit dem Erbprinzen von Lothringen vermählt, deren Tochter Renate, wieder eine Generation weiter, in das bayrische Herzogshaus hineinheiraten sollte. So bereitete sich in diesem Sommer schon die denkwürdige Verbindung der altkirchlichen Häuser bis tief in die Gegenreformation hinein vor.

Dem entsprach die politische Haltung der Bayern. Die sogenannten Protestanten, sagten sie, mißbrauchten die Güte des Kaisers. Hätte man das Wormser Edikt durchgeführt, so wäre man jetzt nicht in dieser Lage. Und habe sich in Frankfurt sehr verkehrt benommen, ebenso gegenüber der Stadt Augsburg. Die Gespräche von Hagenau und Worms hätten nichts anderes ergeben, als die Unzuverlässigkeit gewisser katholischer Fürsten. Jetzt komme es darauf an, die katholische Liga zu stärken. Im übrigen gäbe es drei Mittel. Einmal die Verhandlungen; davon versprächen sie sich nichts; die seien weitläufig und die anderen christlichen Fürsten würden das Ergebnis doch nicht annehmen; denn, fügten sie spitzig hinzu, man lebte bisher des Glaubens, daß die Beschlüsse der alten Konzilien und die Bräuche der Kirche seit der Apostelzeit nicht mehr in Zweifel gezogen werden dürften. Das zweite Mittel wäre, die alte Religion zur Ehre Gottes und des Kaisers unbedingt zu erhalten mit Hilfe anderer Fürsten und Potentaten der Christenheit. Das dritte ein Generalkonzil in Deutschland binnen anderthalb Jahren und bis dahin die Erhaltung des Landfriedens unter Stärkung des katholischen Bundes, um die Gegner im Zaum zu halten. Alles dieses, auch die Hereinziehung fremder Mächte, war Programm der Gegenreformation.

Die Antwort des Kaisers, die auch schriftlich festgelegt wurde, hielt sich in allgemeinen Dankfagungen mit dem Hinweis auf die vielfältigen Behinderungen des Kaisers durch Türken und andere Feinde. Seine Bemühungen für das Konzil seien von den christlichen Fürsten selbst, auch in Deutschland, durchkreuzt worden. Wenn erst andere Stände zum Reichstage erschienen

seien, könne man von diesen Dingen weiter reden. Die Antwort ließ sich kaum zurückhaltender geben.

Es dauerte bis zum 5. April, bis der Reichstag eröffnet werden konnte. Der Kaiser hatte mehr als einen Monat verloren, und die Jagden bei Straubing waren dieses Mal wirklich nur Zeitvertreib gewesen. Nach dem üblichen Meinungsaustausch an Hand der Reichstagsproposition nahm man sogleich die Frage der Religion in Angriff durch die Anberaumung eines Gesprächs, für das man sich der bisherigen Erfahrungen bediente. Der Kaiser selbst ernannte je drei Kolloquenten, Gropper, Julius Pflug und Eck von der altkirchlichen, Melanchthon, Bucer und Pistorius von der Gegenseite. Von Laien wurden ihnen Pfalzgraf Friedrich als Präsident und Granvelle zugeordnet, sowie die Kanzler von Sachsen und Hessen, nebst Jakob Sturm von Straßburg. Es war wirklich eine sehr kaiserliche Religionspolitik, was man da trieb.

Einen vollen Monat, von Ende April bis Ende Mai, dauerten die Gespräche. Sie bildeten den weitaus denkwürdigsten Teil des Reichstages, und man möchte verweilen bei diesen von ehrlichem Streben, politischer Not und zugleich von entschlossener Ablehnung begleiteten Versuchen, zur Union zu kommen. Ein geheimnisvolles Schriftstück, das anscheinend auf das Wormser Geheimgespräch zurückging und in einigen Exemplaren bekannt war, wurde den Beratungen zugrunde gelegt. Am ersten Morgen brachte es Granvelle versiegelt mit, um es abends wieder unter Verschluss zu nehmen. Man nannte die auf Grund dieser Besprechungen festgelegten Sätze später das Regensburger Buch. Die katholischen Kolloquenten traten täglich vor dem Gespräch mit Contarini in Vorberechungen ein, so daß der Legat auf diese Weise unmittelbar mitwirkte. Aber auch der Kaiser beteiligte sich. Es kam in diesen Wochen öfter zu beglückender Einigkeit, und berühmt ist Contarinis Brief nach Rom, Gott sei Dank habe man in der Rechtfertigungslehre die einigende Formel gefunden. Gegenüber der groben Art von Eck erwies sich Contarinis urbane Höflichkeit als bezwingend. Er tadelte offen das geffentlichliche Streben des Ingolstädter Theologen, möglichst bald an offene Kontroverslehren, wie den Primat des Papstes, heranzukommen, um das Gespräch zu sprengen. Er wirkte selbst einmal sogar durch eine schriftliche Formulierung mit und ließ erkennen, daß auch er persönlich befriedigt war über jede in Sicherheit gebrachte Erklärung der Einigkeit. Am 1. Mai, also noch in der Frühzeit des Gesprächs, führte Beltruyf sogar Bucer bei ihm ein. „Wie groß die Frucht der Einigung und der Dank aller sein werde“, betonte der Legat. „Es sei auf beiden Seiten gefehlt“, erwiderte Bucer, „wir haben einiges zu stark betont, Ihr habt die Mißbräuche

nicht abgeschafft. Mit Gottes Willen werden wir uns finden in der Wahrheit."

Wichtiger als Bucer erschien noch Melanchthon. Auch er befeiligte sich des größten Entgegenkommens in der Form. Sachlich freilich blieb er offener und härter als in Augsburg. Als man zum Sakrament des Altars kam, erklärte er vor den protestantischen Ständen unumwunden, daß hier eine Vergleichung unmöglich sei. Ähnliches wiederholte sich öfter und bedeutete stets für Granvelle eine so schwere Enttäuschung, daß er sich in seinem Temperament mehr als einmal vergaß und es mit Drohungen versuchte, wodurch die Sache natürlich nur schlimmer wurde. Daß man sich ernstlich und zugleich naiv bemühte, lehrt jene luxuriöse Abendgesellschaft beim Kurfürsten von Brandenburg, auf der auch der Landgraf, der Pfalzgraf, Granvelle, de Praet und die sächsischen Räte erschienen und die Kaiserlichen sich anschickten, „den Fürsten in freundschaftlichen Gesprächen die Wahrheit des allerheiligsten Sakraments nahebringen; der Abend war nicht ganz nutzlos“, schrieb Sanzio am 13. Mai dem Kardinal Garnese.

Wie Melanchthon seinen Glaubensgenossen und dem kaiserlichen Rat, so legten Contarini und Morone dem Kaiser selbst wiederholt die Unvereinbarkeit einer Formulierung mit ihrer Glaubenslehre dar, wodurch auch dieser oft unliebsam in die Gespräche hineingezogen wurde. So sehr hing er doch an der Hoffnung einer Verständigung, daß er dabei den Legaten einmal sehr unfreundlich anließ. Er sei kein Theologe, aber er habe gehört, daß man über das Wort Transsubstantiation streite, während die Protestanten sogar geneigt seien, die Ohrenbeichte zuzulassen. Daran solle man sich halten und zunächst alles Vergleichene sammeln und zum Schluß in Gottes Namen auf die umstrittenen Punkte zurückkommen; die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen, sei kein Kunststück.

Wir begreifen, wie schwer es der Kaiser nahm, daß Amsdorf von der Kanzel herab gegen die Vergleichung predigte. Am Hof sprach man auch davon, daß französische Einflüsterungen die Theologen so halstarrig machten, da man eines Tages Melanchthon im Gespräch mit dem französischen Orator gesehen hatte. Deshalb wandte sich der Kaiser von den Theologen an die Fürsten und Räte, zuerst an Landgraf Philipp. Kein Zweifel, daß dieser seine Zusagen auf Unterstützung der kaiserlichen Politik getreulich erfüllte; er nahm auch innerlichen Anteil an den Gesprächen. Wir haben sein Exemplar des Regensburger Buches mit höchst persönlichen Glossen; ebenso Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit dem Kaiser und dessen Räten.

Da hören wir den Kaiser den Fürsten gut zusprechen. Der Sinn solcher Gespräche sei doch, sich nach Möglichkeit entgegenzukommen. Bitter beschwerte er sich über Amsdorfs Predigt, daß diese Gespräche „eitel Betrügerei“ seien, während sie ihm gar sehr „am Herzen lägen“. Philipp antwortete, es gehe nicht alles so rasch und auf einmal; die Theologen seien gegenüber der Concordie gewiß auch verschiedener Meinung. Sehr übel habe gewirkt, daß Eck öffentlich geprahlt habe, wieviel sie schon zugestanden hätten. Jedenfalls wolle er alles zur Concordie tun, was er gegen Gott und Gewissen verantworten könne. Der Kaiser fiel ihm einmal in die Rede bei Erwähnung der Franzosen. Der Landgraf aber nahm Melancthon nachdrücklich in Schutz. Amsdorf sei freilich ein heftiger Mann. Das, was mit dem Evangelium zu vereinigen sei, wie Pfaffenehe und Laienkelch, müsse man ihnen zugestehen.

Neben dem Kaiser redeten Pfalzgraf Friedrich und Raves auf den Landgrafen ein. Beide Teile besäßen doch nur ein Evangelium, und der Kaiser könne die Einigung nicht herbeiführen, wenn sie sich nicht in der Hauptsache verglichen. „Es würde gut sein“, bemerkte der Landgraf, „Luther selbst hier zu haben, er sei schiedlicher als der anderen keiner.“ Auch Veltwyf hatte Sonderverhandlungen mit dem Landgrafen. Immer wieder hieß es, daß der Kaiser dem Landgrafen aus der Verlegenheit helfen wolle, wenn er in der Religion das Seinige tue. Noch immer hoffnungsvoll meinte die kaiserliche Politik, von den Theologen allgemein an die Stände selbst gehen zu müssen.

Das ist denn auch geschehen und brachte die Enttäuschung.

Am 31. Mai endete das Gespräch der Theologen über die 23 Artikel des ihnen nach und nach vorgelegten Buches. Am 8. Juni wurde das auf Grund dieser Besprechungen formulierte Regensburger Buch den Ständen übergeben. Am 5. Juli erhielt der Kaiser die erste Antwort von den altkirchlichen Ständen; am 12. Juli von den Protestanten. Beide lehnten ab.

Es ist bekannt, daß Luther die ersten Mitteilungen aus Regensburg nicht ohne Hoffnung aufgenommen hat, dann aber die entscheidenden Formulierungen, gerade auch in dem Artikel von der Rechtfertigung, gänzlich verwarf. Das Entsprechende widerfuhr Contarini von der römischen Kurie. Selbst die von ihm gepriesene Formulierung wurde schon am 27. Mai vom Konsistorium der Kardinäle mißbilligt. Am 15. Juni entschloß sich Paul III sogar zur Nachricht an den Legaten, er werde nun unverzüglich das Konzil berufen. Karl äußerte sich höflich dazu. Ferdinand aber, der die Türkenhilfe brauchte, sagte dem Nuntius sehr bitter, solange der Papst keinerlei Anstalten zur Reform treffe, gäbe es Leute, die behaupteten, er rede immer nur dann vom Konzil, wenn man es

nicht halten könne. Daß die Kurie in erster Linie die Concordienpolitik stören wollte, liegt auf der Hand.

So war denn die Lage die, daß die Theologen zu Regensburg, Luther in Wittenberg, der Papst in Rom, die katholischen und die protestantischen Reichsstände alle nach der Reihe des Kaisers Vermittlungspolitik verwarfen. Sie war ganz sicher ernst gemeint. Man braucht nur die Darlegungen zu hören, die er einmal persönlich den sächsischen Räten gab. „Man breche wohl ein altes Haus ab, wovon doch die Steine und anderes zum Wiederaufbau eines neuen dienlich seien und keineswegs zu verachten. Wenn also Mißbräuche eingerissen seien und deshalb das Ganze angefochten werde, so dürfe man doch das einzelne darüber nicht gering schätzen.“ Er sprach davon, auch ohne die römische Kurie eine Reform durchführen zu wollen, wie er ja zu einem Konzil bereit gewesen war, falls er sich auf Deutschland hätte stützen können. Beides konnte er nicht, vor allem weil die altkirchlichen Fürsten seit Jahren jede Vermittlung für aussichtslos erklärten und auf Gewalt drängten. Seine Politik war das bisher nicht.

Nun aber änderte sich offenbar etwas im tiefsten Innern des Kaisers. Er hatte nicht umsonst schon einmal, in Augsburg, eine ähnliche Enttäuschung erlebt. Angesichts dieser mit noch größeren Erwartungen begonnenen, aber so völlig gescheiterten Gespräche hielt er sich zwar äußerlich mehr zurück als damals. Er hatte an seiner Seite auch nicht mehr den hitzigen Joachim I von Brandenburg, sondern dessen sehr gemäßigten Sohn, der sogar vertraglich zum Schutz seines Kirchentums mit ihm in ein nahes Verhältnis trat. Er begann wichtige protestantische oder zweifelhafte Fürsten planmäßig an sich zu fesseln. Vor allem vollzog er nun den so lange vorbereiteten Vertrag mit dem Landgrafen von Hessen. Alles Weitere begrub er in seinem Herzen. Aber wir dürfen annehmen, daß er im Grunde seines Wesens in diesen Tagen, nicht wie in Augsburg aus Enttäuschung und gekränktem Hoheitsgefühl, sondern aus wachsender Einsicht in die Natur der Dinge an der Durchführbarkeit einer Einigung Deutschlands mit friedlichen Mitteln zu verzweifeln begann, daß er jetzt — aber erst jetzt, nachdem er alles versucht hatte — auch die Wege der Herzöge von Braunschweig und Bayern zu gehen geneigt war, sobald die allgemeine Lage es ihm ermöglichte.

In der endgültigen Fassung seines Vertrags mit Philipp von Hessen vom 13. Juni klingt das zum ersten Male mit trockenen Worten an. Der Landgraf verpflichtete sich, kein Bündnis einzugehen mit dem Könige von Frankreich oder irgendeinem auswärtigen Potentaten, bei jeder Bündniserneuerung den Kaiser auszunehmen, auch nicht zuzulassen, daß der Herzog von Cleve in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen werde. „Will auch für sich mit gemeltem Her-

zog von Cleve in kein Bündnus kommen“, vielmehr den Kaiser in seinen Ansprüchen auf Geldern und Bütphen unterstützen, falls das auch andere Reichsstände tun, jedenfalls dem Kaiser im Kriege gegen Frankreich beistehen — er sowohl wie sein Schwiegersohn Herzog Moritz von Sachsen. Dafür, versichert nun der Kaiser, „haben wir aus sonderer gnädiger Zuneigung Sein Lieb in unsere besondere Gnade und Freundschaft genommen und ihme alles und jedes, was das sey, so er wider uns, unseren Bruder oder wider kaiserlich Befehl und Recht und des Reichs Ordnung bis auf diesen Tag öffentlich oder heimlich gehandelt hette oder gehandelt zu haben geachtet wurde, genzlich nachgelassen und verziehen“, — doch mit dem unmißverständlichen Vorbehalt, „es wäre denn, daß von wegen der Religion wider alle Protestantes in gemain Krieg bewegt wurde“.

Sie mochten einstweilen getrost an des Kaisers friedliche Absichten glauben. Sah man nicht täglich den Kaiser im Gegensatz zu den Vertretern der Kurie und den altkirchlichen Fürsten auf das Entgegenkommen gegen die Protestanten bedacht?

Es war vor allem die Not seines Bruders in Ungarn, was ihn zum Entgegenkommen drängte. Schon im Juni hörte man verlässlich, daß der Sultan Suleiman in eigener Person heranziehe, um das vertraglich König Ferdinand zugefallene Ungarn mit seiner Königsburg Ofen für sich in Besitz zu nehmen. Ob er sich damit begnügen würde, war sehr fraglich, wenn man an das Jahr 1529 dachte. Alles kam also auf ausgiebige, mehr noch auf eilige Hilfe an, da Österreich und seine Nachbarländer selbst auf dem Spiele standen. Ferdinand und seine Vertreter setzten das Letzte in Bewegung; ihre Reden vor den Ständen wirkten ergreifend und überzeugend. Aber, obwohl auch die Protestanten von der Notwendigkeit der Hilfe erfüllt waren, wollten sie darin doch nur willigen gegen Zusicherungen in der Religion. Was sich vor neun Jahren in Nürnberg und Regensburg getrennt abgespielt hatte, der Kampf um den Reichstagsabschied und das Ringen um einen wenn auch nur befristeten Religionsfrieden, drängte sich nun im Reichstag selbst zusammen. Die gerüsteten Parteien standen sich hier unmittelbarer und deshalb noch schroffer gegenüber. Die Schmalkaldischen wollten mindestens den Nürnberger Frieden, die Katholischen die Anerkennung des Abschieds von 1530 ausdrücklich in den jetzigen Reichstagsabschied aufgenommen wissen. Unvereinbare Forderungen!

Jetzt war es der junge Kurfürst von Brandenburg, der sich die erdenklichste Mühe gab, ein tragbares Ergebnis zustande zu bringen. Der Kaiser drängte auf Abschluß. Er wollte nach Italien, nach Spanien, zwischendurch gegen die Ungläubigen nach Algier ziehen, wie er jetzt einzelnen gegenüber nicht mehr

verheimlichte. Spätestens am 26. Juli müsse er aufbrechen. Man bemerkte, daß sein Ton gegen die Protestanten schärfer wurde. Er sah sich zu seinem Ärger gezwungen, noch einen oder anderen Tag zuzugeben. Am 28. Juli fanden die letzten erregten Auseinandersetzungen in seiner Herberge statt, getrennt mit den Altkirchlichen und mit den Protestanten. Die Fürsten und Räte arbeiteten Tag und Nacht, um eine Lösung aus dem Wirrwarr zu finden. Sie fanden eine solche wirklich — aber nur in einem ebenso verwickelten System von geheimen kaiserlichen Deklarationen. Und diese wurden dazu noch so übereilt gefaßt, daß es nachträglich neue Schwierigkeiten gab. Dafür sollte denn der Abschied und die eilige Hilfe von 10 000 Knechten und 2000 Reitern auf drei Monate wirklich bewilligt werden.

Am 29. Juli, früh 4 Uhr, begannen die Schmalkaldischen ihre endgültige Beratung, da man schon für 6 Uhr zum Reichstagsabschied geladen war. Die Verhandlungen spielten dann zwischen den Gruppen hinüber und herüber. Kurbrandenburg, Pfalzgraf Friedrich und der neue Reichsvizekanzler taten ihr Bestes. Die Schmalkaldischen lehnten auch jetzt noch die ihnen erst um Mitternacht zugegangene Fassung einer kaiserlichen Deklaration ab, ersetzten sie aber durch einen neuen, von Feige und Sturm redigierten Entwurf. Eben diesen legte man in der Eile dem Kaiser vor, und er unterzeichnete ihn, auf einen Vortrag des brandenburgischen Rates Eustach von Schlieben hin, in der Meinung, es sei der von ihm früher genehmigte.

Die Deklaration ging in bezug auf den Schutz für Prediger und Anhänger der Augsburgischen Konfession auch in altkirchlichen Gebieten, Zusammensetzung des Reichskammergerichtes, Zustimmung zur kirchlichen Reformation von land-sässigen Stiftern und Klöstern über den Nürnberger Religionsfrieden so weit hinaus, daß der Kaiser auch den Altkirchlichen noch eine geheime Deklaration bewilligen mußte, worin den geistlichen Ständen nicht nur ihre Renten und Zinse, soweit sie in Besitz waren, sondern auch ihre Hoheiten und Gerechtigkeiten gewährleistet wurden.

Erst um 10 Uhr eröffnete man die Schlußsitzung des Reichstags. Es fehlte auch in dieser Sitzung nicht an erregten Auftritten, aber man kam doch zum Abschied, um 2 Uhr nachmittags.

Der Kaiser brach nun sofort auf. Er schien im wesentlichen gescheitert.

Gescheitert war der Friede mit Frankreich in Nizza, gescheitert waren die Familienverhandlungen von Niguesmortes, von denen er sich zeitweise so viel versprochen hatte; gescheitert auch der friedliche Ausgleich in Deutschland, trotz monatelanger hingebender Arbeit. Unwillig löste er sich vom Reich.